

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 31 (1948)
Heft: 4

Artikel: "Meine Wenigkeit
Autor: Brauchlin, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dat habe sich leider die Teilnahme am Feldgottesdienst befehlen lassen, obwohl er sich aus Gewissensgründen abmelden wollte. Aus unserer Dienstzeit weiß ich, daß auch in unserer Einheit diese Teilnahme befohlen wurde. Wer nicht wollte (aus Gewissensgründen oder nicht), versuchte sich jeweils zu drücken. Oft wurde aber Kontrolle gemacht, die Drückeberger aufgestöbert und mitgenommen. Abmeldungen aus Gewissensgründen wurden schon gar nicht versucht, weil es eine beliebte Praxis bei Hauptleuten und Feldweibel ist, solche Leute mit schmutziger Arbeit zu schikanieren. Aus diesem Grunde wird natürlich lieber mit der Kompanie marschiert, als dreckige Arbeit verrichtet. Hier liegt nun der Kernpunkt in der Frage der Anerkennung von Glaubensfreiheit. Ein Gottesdienst bedeutet doch eine Zeit der Erbauung und der Selbstbesinnung. Wenn also ein Feldgottesdienst abgehalten wird, dann sollte diese Zeit auch jenen Soldaten, die nicht daran teilnehmen, zur freien Verfügung stehen. Mir scheint, die 'kalte' Beraubung der Glaubensfreiheit sei mindestens so schlimm wie ihre Mißachtung durch einen direkten Befehl. Es genügt nicht, einfach zu sagen, die Glaubensfreiheit sei gewährleistet. Man muß auch bestimmen, in welcher Form, und darüber sollte Klarheit geschaffen werden. Meinen Sie nicht auch?»

Göttliche Komödie

Ort der Handlung: Im Bereiche der römischen Unfehlbarkeit. Was heute in Rom abzurollen beginnt, das hat ein kühl berechnender Kopf Jahrhunderte voraus sich entwickeln und kommen sehen.

Friedrich der Große, der mit Voltaire ein entschiedener Kenner und Gegner der römischen Kirche war, erkannte klar, daß dieser nicht mit logischen Argumenten beizukommen sei. Er kannte die Masse, die diese Kirche trägt, als geistig träge, aber allen gefühlsmäßigen Einflüssen zugänglich, und machte sich deshalb keine Illusionen über den Ausgang des geistigen Kampfes.

Die Kirche ihrerseits fühlte sich als «der Fels», dem selbst die «Pforte der Hölle», d. h. das Wissen, nichts anhaben konnte.

Friedrich der Große erkannte die Schwäche der Kirche, des «Felsens», und erklärte Voltaire: «Nicht durch deine Philoso-

phie wird sie fallen, aber an ihren eigenen wirtschaftlichen Problemen wird sie zugrunde gehen!»

Sind nun die heutigen Finanz- und politischen Nöte und Skandale der römischen Kirche Anfang, Fortsetzung oder gar Ende des von Friedrich dem Großen vorausgesehenen Zugrunde-Gehens?

Wir wollen uns nicht, wie seinerzeit Voltaire, Illusionen hingeben, aber was sich seit einigen Jahren und besonders heute in und um die römische Kirche abspielt, das sind untrügliche Krisenzeichen. Darüber kann auch eine noch so großsprecherische Propaganda nicht mehr hinwegtäuschen.

Seit den von der römischen Kirche so zielsicher geschürten und unterstützten beiden Weltkriegen geht es bergab. Stütze um Stütze bricht zusammen. Ganze Länder, die durch Konkordate an den «heiligen Stuhl» gefesselt waren und ihm die Mittel für seine reaktionären Pläne lieferten, fallen aus dem ehemals so «goldenen Rosenkranz». Ganze Völker, die in ihrer Unkenntnis dessen, daß sie durch ihre Pfennige eine volksfeindliche Institution unterstützten, sind durch die «gesegneten» Kriege verarmt. Der Segen kommt auf den Spender zurück: heute werden die riesigen Landbesitze, die die Kirche ihr «eigen» nannte, an die den Boden bearbeitenden Bauern verteilt!

Diesen enormen und ständig noch wachsenden Verlusten der Kirche stehen die ins Gigantische gehenden Ausgaben für Hochwürden, Würden und andere Diener des Unternehmens gegenüber. Während diese Diener Gottes das gemeine Volk mit ihren Verheißungen eines bessern Jenseits abspesen, richten sie sich recht prächtig und sorglos ein und suchen sich den Himmel schon auf Erden zu schaffen. Ist es da verwunderlich, daß ein *Monsignore Cippico* ein Gleiches tut und sich hierzu das Nötige aus der «väterlichen Kasse» holt?

Gewiß, Monsignore Cippico hat in seinen Ansprüchen etwas übertrieben. Gleichwohl — warum redet man nun von Skandal? Wir finden, daß es ein Skandal ist, daß eine angeblich heilige Institution solch welt- und machtlüsterne Diener hat!

Und nicht nur dies ist ein Skandal. Daß ein göttliches Unternehmen, wie die römische Kirche es vorgibt zu sein, solche Unsummen Geldes für Propaganda und geistigen Terror anhäuft

Der Fromme wird aus seinem theologisch präparierten Gemüt heraus entgegnen, daß wir Gottes Vorkehrungen nicht mit menschlichen Massen messen dürfen, sondern glauben müssen, daß alles, was Gott nach seinem unerforschlichen Ratschluß über uns verhängt, uns letzten Endes zum besten diene. — Ist das nicht eine weitere gedankenlose, brutale Auffassung, daß Kinder, die ihre Eltern, Eltern, die ihr Kind verloren haben, Familien, die zerrissen worden sind, diesen Schicksalsschlag als ein Glück betrachten sollten, da eben alles, was Gott tut, ihnen zum besten diene?!

Schon die sprachliche Gestaltung dieser ungeheuerlichen Trostheuchelei ist empörend: Es hat Gott dem Allmächtigen *gefallen*, unsern ... anlässlich des Eisenbahnunglücks ... *Gefallen* hat es ihm, es so einzurichten, daß es eintreten *mußte*, er hatte *Vergnügen* an der Vorbereitung des furchtbaren Augenblicks des Zusammenpralls und an diesem selber, den wir Menschen uns gar nicht vorzustellen wagen!

Wenn man Anwandlungen von Gottesglauben hätte, so würde man durch die Tatsache, daß die Frommen eine so rohe Gottesvorstellung haben und daß diese von theologischer Seite mit großem Fleiß immer von neuem eingepreßt wird, gründlich davon kuriert.

Nicht an Gott zu glauben, ist keine Gotteslästerung; aber Gott sich als Sadisten vorzustellen, das ist eine, d. h., um nicht mißverstanden zu werden: wäre eine, wenn es einen Gott gäbe. E. Br.

«Meine Wenigkeit»

Eine kleine sprachliche Betrachtung, die noch etwas anderes als das sein möchte und um die Beherzigung derer bittet, die es angeht.

Man hört an Sitzungen und Versammlungen landauf und -ab, wenn ein Teilnehmer Personen und dabei sich selber aufzuzählen hat, sich als *meine Wenigkeit* bezeichnen. Zum Exempel: In den Vorstand wurden neu gewählt die Herren Hase, Kriechmann und meine Wenigkeit.

Bescheidenheit? Höflichkeit? — Nein. Denn so von Minderwertigkeitsgefühlen beherrscht ist die betreffende «Wenigkeit» in der Regel nicht, sonst hielte sie sich so weit im Hintergrund, daß sie nicht genannt werden müßte. Ja, es ist sogar möglich, daß einer, der seine Wenigkeit hervorhebt, damit gerade seine Bedeutung in helleres Licht rücken will, unbewußt selbstverständlich, denn sonst wäre es Heuchelei, oder sagen wir etwas milder: Bescheidenheitskomödie. Das ist nichts für Freidenker. Weg damit! Auch wenn es aus bloßer Gewohnheit oder Gedankenlosigkeit geschah. Der Freidenker soll weder gedankenlos noch ein Gewohnheitsmensch sein.

Auf jeden Fall ist «meine Wenigkeit» ein Zopf, dem der Staub und der Modergeruch von Jahrhunderten anhaftet. «Ich ersterbe in tiefster Devotion», hat Immanuel Kant, einer der größten Geister des 18. Jahrhunderts, in der Widmung seiner «Naturgeschichte des Himmels» an Friedrich den Großen geschrieben und die Widmung

und zur Behinderung des kulturellen und wirtschaftlichen Fortschrittes einsetzt, das ist ein weiterer Skandal. Und wenn nun einer der ihnen, der um die «Göttlichkeit» des Unternehmens weiß, sich an diesem Gelde vergreift, so ist dies eine — Komödie für Götter!

J. E.

Höheres Blech

Das Wort stammt von Friedrich Engels, der es in seinem «Anti-Dühring» gegen jene «intellektuelle Industrie» verwendet hat, die damals (1878) in Deutschland allenthalben anzutreffen war und deren Produkte er zum «Unterschied von dem simplen, platt-vulgären Blech anderer Nationen» als «höheres Blech» bezeichnete. Als einer der markantesten Vertreter «dieser vorlauten Pseudo-Wissenschaft» erschien ihm Herr Eugen Dühring, der nicht nur in seinem «Kursus der National- und Sozialökonomie» (1873) eine Menge ideologischer Gemeinplätze breitgetreten hatte, sondern sich auch — unbeschwert durch besondere Sachkenntnis — auf anderen Wissensgebieten tummelte, z. B. «Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie» (1878) entdeckte, wobei er es nicht versäumte, seine «Umwälzung der Wissenschaft» durch Eigenlob ins rechte Licht zu rücken. Engels faßte sein Urteil über diesen anmaßenden Vielschreiber schließlich in die Worte zusammen: «Unzurechnungsfähigkeit aus Größenwahn».

Nun, es wird auch heute noch — insbesondere in den Geisteswissenschaften — viel höheres Blech produziert und wenn man solcher intellektuellen Industrieware nachgeht, so wird man immer finden, daß Mangel an Sachkenntnis stets dazu verleitet, durch einen entsprechenden Wortaufwand zu verdecken, was dem betreffenden Produzenten an konkretem Wissen abgeht. Das zeigt sich am deutlichsten in der zeitgenössischen philosophischen Literatur. Da wird — ungeachtet der neuen Forschungen auf dem Gebiet der Anthropologie, Soziologie und Psychologie — kühn drauflos phantasiert, daß einem Hören und Sehen vergeht. Namentlich haben es diese Ideologen auf den Begriff der Willensfreiheit abgesehen, den sie um jeden Preis zu retten suchen, offenbar in psychischer Reak-

tion auf Wirtschaftskrise und Krieg, die uns recht eindringlich die Ohnmacht des «Herrn der Schöpfung» demonstrieren. Die Wissenschaft weiß es anders; sie hat (sogar durch Experimente) festgestellt, daß wir — ähnlich wie die Tiere — triebhaft auf äußere Reize reagieren und nur nachträglich Motive für unser Handeln hinzudichten, wodurch die Fiktion entsteht, wir hätten «aus freiem Ermessen» so und nicht anders gehandelt.

Um aus der Fülle des Tatsachenmaterials nur ein recht instruktives Beispiel herauszugreifen, seien posthypnotische Befehle erwähnt, die den psychischen Mechanismus unserer Willenshandlungen deutlich hervortreten lassen. Es wird z. B. einer Versuchsperson in der Hypnose aufgetragen, nach dem Erwachen einen in der Ecke des Zimmers lehrenden Regenschirm zu ergreifen und aufzuspannen, so als ob es regnen würde. Tatsächlich wurde dieser posthypnotische Befehl von der Versuchsperson befolgt, am merkwürdigsten an der Sache war jedoch folgendes: als man sie fragte, warum sie die anscheinend unsinnige Handlung vorgenommen habe, da antwortete sie, ohne im geringsten verlegen zu sein, mit der Erklärung: «Ich wollte nur nachsehen, ob der Schirm mir gehört.» Die Versuchsperson hatte keine Ahnung davon, daß sie einen ihr gegebenen Auftrag ausführte und tat so, als ob sie «aus freiem Willen» gehandelt hätte. Ähnlich geht es uns allen, wenn wir unsere Handlungen «begründen», deren Motive eigentlich aus unserem Unterbewußtsein stammen.

Angesichts solcher Tatsachen erscheint es mehr als komisch, wenn «Wissenschaftler» noch immer von einer Willensfreiheit faseln. Da findet sich z. B. im «Jahrbuch der Schweizerischen Philosophischen Gesellschaft» 1942 ein Diskussionsbeitrag von Dr. Paul Häberlin, Professor an der Universität Basel, zur Frage der «metaphysischen Persönlichkeit». Ohne auf Einzelheiten einzugehen, obwohl manche Formulierungen recht aufreizend sind (so heißt es u. a. dort: Der menschliche Intellekt «besitzt in der Analogie, als intuitiver Intellekt, die Möglichkeit, über alle Widersprüche hinweg die ewigen Wahrheiten zu begreifen, z. B. Gott als den Schöpfer der Welt!»), wollen wir nur jenes höhere Blech herausgreifen, das sich auf die

unterzeichnet: «Ew. Königl. Majestät alleruntertänigster Knecht, der Verfasser.»

Das war vor 200 Jahren zur Blütezeit des monarchischen Gottesgnadentums. Seither hat man doch gelernt, etwas weniger zu «ersterben». Trotzdem gibt es heutzutage Leute genug, die trotz anderer Belehrung durch die Schule meinen, einen Brief nicht mit *Ich* anfangen zu dürfen, weil es unbescheiden und unhöflich wäre, und sie schreiben: «Habe Deinen Brief erhalten.» Oder sie vermeiden das *Ich* überhaupt und fahren weiter: «Bin gut nach Hause gekommen. Habe viel zu erzählen gehabt. Schicke Dir hiermit das Gewünschte.» Und so weiter. Auch das ist Zopf mit Modergeruch, sozusagen der Schwesterzopf von «meiner Wenigkeit».

Also, liebe «Die-es-angeht», sagen Sie in Zukunft: «Frank, Frei und *ich* stimmten für den Antrag», oder, wenn Ihnen das «*Ich*» eine mädchenhafte Verlegenheitsröte in die Wangen treibt, so sagen Sie für «*ich*» der *Sprechende*. Man kann neben den andern Namen auch den seinigen nennen, also, wenn man Muth heißt: Als Delegierte wurden gewählt Frank, Frei und Muth. Der Name steht beim Zivilstandsamt aufgeschrieben, ebenfalls beim Steueramt. Und selber soll man ihn nicht nennen dürfen?

Und abermals also: Nichts gegen die Höflichkeit und schon gar nichts gegen die Bescheidenheit! Wieviele Ursache haben wir Menschen, bescheiden zu sein! Aber wo diese Tugenden zu verfilzten Weichselzöpfen geworden sind: Ritsche ratsche, weg damit!

E. Brauchlin.

Pferdesegnung im Tessin

Am 17. Januar wird in katholischen Gegenden der Tag des St. Antonius und der Tiersegnung gefeiert. Dieser Heilige, im Jahr 251 zu Momea bei Herakles geboren, der Vater des Mönchtums, zog sich mit 20 Jahren in die Einöde zurück, führte dort ein frommes Leben und starb im hohen Alter von 105 Jahren an einem 17. Januar. Daher wird an diesem Tage sein Namensfest gefeiert, und weil er als der Patron der Tiere gilt, wird in Erinnerung an ihn die Segnung der Tiere vorgenommen. In katholischen Gebieten, insbesondere im Tessin, werden zu Stadt und Land am Vormittag früh in den Kirchen Messen abgehalten. Inzwischen stellen sich die Halter von Pferden mit ihren Tieren vor die Haupttreppe des Gotteshauses, auch Hunde und Esel werden mitgebracht, die Bauern aus den Tälern und kleinen Dörfern kommen oft mit Frau und Kindern auf ihren bespannten Wägelchen, die Rosse sind vielfach mit bunten Bändern geziert, dann tritt der Pfarrer im Ornat vor die Kirche, neben sich die Ministranten, und der Segen wird feierlich gesprochen. In unserer Zeit der Motore gilt diese Handlung gleichzeitig auch für die Automobile, wobei sich ihre Lenker wohl ebenfalls dem Schutze Gottes anvertrauen und hoffen, es mögen sich dann weniger Unglücksfälle auf den Straßen abspielen.

Der Bund, Nr. 27 vom 18. Januar 1948.

So etwas ist im 20. Jahrhundert, nach dem zweiten Weltkrieg noch möglich. Und was noch grotesker wirkt — diese Meldung wird vom freisinnigen «Bund» vertrieben!!